

26. / 27. März 2022 – 4. Fastensonntag

Das Gleichnis vom barmherzigen Vater

- Führt der Klimawandel zu einem anderen Lebensstil? Vielleicht.
- Hat die Corona-Pandemie dazu beigetragen, bewusster zu leben? Möglicherweise.
- Werden die Folgen des Ukraine-Krieges uns wachrütteln und bewusst machen, wie gut wir es haben? Bleibt abzuwarten.

Was lässt uns innehalten? Was lässt uns zur Besinnung kommen?
Was gibt mir den letzten Schwung, mein Leben zu korrigieren?

Liebe Schwestern und Brüder!

Im heutigen Evangelium kommt ein Mensch zur Besinnung – zwangsläufig. Der „verlorene Sohne“ hält inne – notgedrungen. Er will umkehren – zerknirscht.

Da hat jemand sein Leben „vor die Wand gefahren“, er ist in die Sackgasse geraten. Nichts geht mehr.

Andererseits: Das Gleichnis vom Barmherzigen Vater wird nicht dadurch faszinierender oder überzeugender, dass wir die Rolle des verlorenen Sohnes ins Maßlose verzerren. Auch wenn wir uns in Kirche und Gesellschaft daran gewöhnt haben, alles zu „skandalisieren“ und sich in Empörungsbekundungen geradezu zu überschlagen: Allzu schnell verführt uns der Gedanke, „das alles“ habe ja mit uns nichts, aber wirklich gar nichts zu tun ... – Umkehr? Buße? Beichte? Neubeginn? Und gleich der Reflex: Wohl kaum *für mich*! Ich habe ja niemanden umgebracht ...

Wir sollten die Rolle des verlorenen Sohnes nicht ins Maßlose verzerren.

- Gut, es stimmt; der „verlorene Sohne“ hatte zu Lebzeiten des Vaters sein Erbteil verlangt: Etwas dreist, aber nicht unmöglich; der Vater hatte ja selbst zugestimmt.
- Ja, auch das ist richtig; er hatte rauschende Partys ausgerichtet und sich ausnutzen lassen: Ist das denn schlimm, wenn man gastfreundlich und großzügig ist?

- Und tatsächlich; er war am Ende ins soziale Abseits geraten: Aber war das seine Schuld, dass eine Hungernot ausbrach? Da sollte man mit Urteilen vorsichtig sein!

Das Gleichnis vom Barmherzigen Vater wird nicht dadurch faszinierender oder überzeugender, dass wir die Rolle des verlorenen Sohnes ins Maßlose verzerren.

Jesus spricht selten davon, was der Mensch „Böses getan“ haben könnte. Fast immer richtet Jesus den Blick darauf, dass wir „Gutes unterlassen“ haben: dass wir Chancen vertan und Möglichkeiten ignoriert haben, das Gute und Sinnvolle zu tun. Denken wir an die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter oder von den vergrabenen Talenten oder vom reichen Prasser und dem armen Lazarus oder von den törichten Brautjungfern. Da geschieht ja nicht wirklich „Böses“. Sondern da sind Menschen einfach gedankenlos, bequem, unbedacht. Und damit scheitert ihr Leben ...

Der verlorene Sohn empfindet ja nicht Hass oder Verachtung gegenüber den Mitmenschen, im Gegenteil! Aber er kreiste im Wesentlichen nur um sich selbst. Und als dieses Kreisen um sich selbst dann zwangsläufig zum Stillstand kommt – dann denkt er auch mal nach. Und beim Nachdenken kommt er ganz schnell dahin, sich zu erinnern. Er denkt zurück an sein Zuhause, an seinen Vater, an frühere Zeiten. Wie gut ging es mir dort, zuhause, beim Vater ...

Wie gut ging es mir dort, zuhause ... – Ein Stichwort auch für Kirche und Gesellschaft: Nicht die Empörung, nicht das Lamentieren und Dramatisieren bringt die festgefahrene Lage in Bewegung. Sondern die Erinnerung, wie gut es Gott, wie gut es das Leben mit uns meint. Nicht, dass man beschimpft wird, fördert die Reue, sondern die Einsicht, welche Chancen man hatte. Nicht die Hämte führt zu einer echten Scham, sondern das Bewusstsein, dass der Vater oder auch bestimmter Mitmensch immer großzügig war.

(Das ist übrigens der tiefere Sinn, wenn vom „Fegefeuer“ die Rede ist: Am Ende werde ich im Licht der Güte Gottes schmerzhaft erkennen, wo ich die Dunkelheit gesucht habe. Gott wird mir – weil ich ihm das wert bin – die Einsicht zumuten, wie ich seine Gemeinschaft ausgeschlagen habe. Das kann wie ein Desinfektionsmittel „brennen“, aber eben auch gut tun ...)

Wie gut ging es mir dort, zuhause, beim Vater ... – Ich will heimkehren. Und hier liegt der Ansporn für uns: Sich nicht im Modus der Empörung über andere ergötzen, sondern die Erinnerung an den

guten Vater, an gute Erfahrungen wachhalten. Sich nicht im Selbstmitleid suhlen, sondern die „Beheimatung“ in Gott und im Glauben wirklich pflegen. Nicht instinktsicher den Skandal suchen, sondern das Wertvolle und Gute zur Sprache bringen. Erinnerungen sind Rosen im Winter.

Vielleicht sind deshalb so viele Christen so unzufrieden und unglücklich: Nicht weil alles tatsächlich so schrecklich ist – sondern weil sie den Blick abwenden von dem Gelungenen und von dem, was die Mühe lohnt. Weil sie nur auf ihr „Erbe“ pochen: „Das steht mir ja wohl zu!“ Und dann ihr eigenes Ding machen: „Da lasse ich mir nicht reinreden.“ Und ihre Möglichkeiten gedankenlos verstreichen lassen: „Muss ja jeder selber wissen!“ Oder aber sie verhalten sich wie der ältere Bruder: dass sie (d.h. *wir!*) nur neidisch lauern, wo der andere vielleicht einen Vorteil hat – in der Familie, in der Gemeinde, in der Gesellschaft.

Wie gut ging es mir beim Vater ... – Ich will heimkehren. Dort ist das Leben sinnvoll. Dort werde ich gebraucht. Dort gibt es Gemeinschaft. Dort ist „ein Haus für alle“: Das sage ich ganz bewusst mit Blick auf unser Dülmener „einsA“. Denn wo sich die Kirche in die soziale Landschaft einer Kommune einbringt; wo sich eine Gemeinde in den Dienst nehmen lässt, sei es punktuell gegenüber Ukraine-Flüchtlingen oder dauerhaft in unserer Innenstadt – da kann sich Zufriedenheit und Dankbarkeit entfalten. Und nicht im gedankenlosen In-den-Tag-hinein-leben (wie beim verlorenen Sohn) oder im mürrischen Rückzug (wie beim älteren Bruder).

Es ist der verlorene Sohn selbst, der in das „Gleichnis vom barmherzigen Vater“ die Dynamik hineinbringt – aber nur, weil er vor alledem, seit Kindheit an, den guten Vater erlebt und das gute „Zuhause“ verinnerlicht hatte.

Deswegen kommen wir zum Gottesdienst: um uns immer wieder erinnern („ver-innerlichen“) zu lassen; um uns empfangen und umfassen zu lassen von Gottes Zuspruch. Deswegen feiern wir den Gottesdienst: „Wir müssen uns freuen und ein Fest feiern!“

Amen.